

LiTerraTour: Paris – Fest fürs Leben

Ein Streifzug von H. S. Eglund

Die Stadt der Liebe, der Brücken (es sind 37), der rollenden Köpfe – okay, letzteres ist schon eine Weile her. Paris gilt vielen auch als Stadt der Bücher. Ist die Seine nicht gesäumt von fliegenden Buchhändlern, die ihre Verschläge an den Quais aufbauen?

Paris, mon amour. Hierher kommt die literarische Gemeinde gern. Hier begibt sie sich auf die Suche nach den Spuren ihrer Idole: Balzac, Zola, Victor Hugo. Ein paar Tage in der Stadt der Städte, treibend im Millionenheer der Besucher – der LiTerraTourIsten. Mal schauen, wie Paris heute schmeckt und riecht. Mal schauen, wie es sich anfühlt. Und wo die Zeugen seiner literarischen Vergangenheit aufzuspüren sind.

Zurück in die eigene Jugend

Eine Reise nach Paris ist immer auch eine Reise zurück in die eigenen Jugendtage, die mit den Romanen von Jules Verne begannen. Es folgte Dumas mit seinen „Drei Musketieren“ und „Der Graf von Monte Christo“. Schließlich Hugo: „Der Glöckner von Notre-Dame“, packend verfilmt mit Antony Quinn und Gina Lollobrigida.

Unvergessen! Heute wirken solche Filme angestaubt, weil die Effekte aus dem Computer fehlen, oder die hektischen Schnitte moderner Videotechnik. Keine Helden aus den Marvel-Comics, alles passte noch in ein menschliches Maß mit echten Farben. Es passte in den erzählerischen Duktus des Zeitalters vor Laptop und Smartphone. Da gab es Bücher, fantastische Filme im Hirn.

Ein Beitrag zum Kirchenasyl

Unvergessen! „Der Glöckner von Notre Dame“ war der wichtigste Beitrag der Literatur zum Kirchenasyl, dem Vorläufer heutiger Flüchtlingsdebatten. So hat dieses Buch nichts von seiner Aktualität eingebüßt. Denn hinter der unerfüllten, exotisch angehauchten Liebe zwischen dem Krüppel und der schönen Zigeunerin Esmeralda versteckt sich eine packende Fabel über den Missbrauch von Macht, im speziellen von religiös verbrämten Ansprüchen.

Es geht um den Schutz derer, die am Rand der Gesellschaft leben, im stinkenden Bauch von Paris, in den Katakomben, im Schmutz und im Elend. Damit nahm Hugo seine „Les Miserables“ vorweg, die noch schärfere Anklage gegen die Verelendung breiter Bevölkerungsschichten. Und er nahm die sozialen Zustände in den Banlieues vorweg, in den Vororten von Paris, in den Slums dieser ach so modernen, aufgeklärten, demokratischen Metropole.

Fern scheinen die Banlieues

An den Ufern der Seine scheinen die Banlieues so fern, wie die Zeiten Victor Hugos. Am Arc de Triomphe dröhnen die Autos, wälzt sich die Blechlawine im Kreis. Wie Lemminge kleben die Touristen auf dem Bogen, als hingen sie tatsächlich auf der Klippe über wogendem Meer.

Nichts, aber auch gar nichts weist auf „Arc de Triomphe“ hin, den Roman von Remarque, den er gegen die Nazis schrieb. Die stillen, verwaisten Gassen sind verschwunden, alles in dieser Stadt ist vom Verkehrslärm erfüllt, bis in den letzten Winkel. Am Arc de Triomphe ist es am lautesten, hektischsten, dröhnen die Motoren, bis die Trommelfelle schmerzen.

Ebenso am Obelisken auf der Place de la Concorde, von Remarque beschrieben in „Der schwarze Obelisk“: Dort gesellt sich zum ohrenbetäubenden Lärm und dem ätzenden Gestank der Abgase das leiernde Gebimmel eines Riesenrades. Ein paar Schritte weiter herrscht plötzlich Ruhe. Weil Präsident Macron einen Staatsgast empfängt, wird der Champs-Élysées kurzerhand gesperrt.

Der moderne Polizeistaat

So lieben die Franzosen ihre Kaiser, das ist von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ geblieben. Der Obrigkeitsstaat des Ancien Régime wurde durch den Polizeistaat moderner Prägung abgelöst: Sich ihrer Macht bewusst, scheuchen die Beamten flanierende Passanten von den breiten Gehwegen rechts und links der Fahrbahn. „Gesperrt! Gehen Sie weg! Laufen Sie woanders lang!“ Es könnten deutsche Beamte sein.

Widerrede ist nicht erlaubt, auch nicht auf öffentlichem Straßenland. Erst nach einer Weile wird der Boulevard freigegeben. Für die Autos bleibt er gesperrt, vielleicht kommt Macron in seiner gepanzerten Limousine ja doch noch vorbei. Leer und lang liegt er da, die viel besungene Prachtmeile: Kein Auto zwischen Place Clemenceau und dem Rondell mit dem Triumphbogen. Sogar Charles de Gaulle schweigt. Seine hässliche, schwarze Bronze wird vom Absperrband umrahmt.

Der Charme eines Autobahnzubringers

So wäre es erträglich, so wäre es still genug zum Lesen. Doch normalerweise hat der Champs-Élysées den Charme eines Autobahnzubringers. Erst wenn es still wird, wenn keine Autos mehr fahren (dürfen), wird der Verlust offenbar: Heute ist Paris die lärmende Hochburg der Touristen, der Automobile und des Rummels – wie Rom, Berlin oder London. Es bietet alles, was sich die Gäste wünschen: Boutiquen, Museen, Gastronomie und den romantisierenden Hauch von Historie. So etwas wie Rast für die Seele, oder gar Heimat, ist nirgends zu finden.

Aber Buchläden, *des librairies*, die gibt es noch immer. Sie sind die Oasen, in denen Stille herrscht – meistens. Und noch immer findet man das eine oder andere versteckte Gemäuer, alte Geheimnisse wispernd: Vergiss die Träume Deiner Jugend nicht! Weshalb bist Du hergekommen? Wie war das noch, mit den Büchern, damals...?

Jules Verne zog Amiens vor

Jules Verne hat nicht in Paris gelebt, er zog das kleinere, gemütlichere Amiens vor. Als er im März 1905 (nach rund 80 Romanen) starb, wurde er auf dem Friedhof La Madeleine begraben. Sein Zeitgenosse Victor Hugo, der 1831 sein bekanntes Werk „Notre-Dame de Paris“ (Der Glöckner von Notre-Dame) schrieb, liegt dagegen im größten Tempel der Seine metropole: im Pantheon, der Nekropole des französischen Heldentums.

Für die Franzosen ist Hugo, was den Deutschen ihr Goethe. Doch eignet er sich wenig für offiziöse Verehrung. Goethe war brav, Diener seiner Herren, feiner Staatsbeamter. Hugo hatte sich 1851 gegen einen Putsch der feudalen Oberschicht aufgelehnt, mit dem sich Louis Bonaparte zum Präsidenten auf Lebenszeit ernannte. Das war das Ende all dessen, wofür die Franzosen ein halbes Jahrhundert zuvor die Bastille und die Tuilleries gestürmt hatten.

Hugo verzog sich zu den Engländern

Kurzerhand wurde der aufsässige Dichter verhaftet und aus Frankreich verbannt. Er verzog sich auf die englischen Kanalinseln und wettete gegen „Le petit Napoleon“, der sich als Napoleon III. zum Kaiser ausrufen ließ. 1862 veröffentlichte Hugo den Roman „Les Misérables“ („Die Elenden“), was ihn als scharfen Kritiker der sozialen Verwahrlosung in Frankreich zeigte. Erst 1871, nach dem Sturz von Napoleon III., siedelte er wieder an die Seine über.

Es wurde still um ihn, sein Ruhm zur Legende. Als Hugo im Mai 1885 die Augen schloss, folgte ihm die Bevölkerung auf seiner letzten Reise über den Champs-Élysées. Zehntausende sollen den Boulevard gesäumt haben. Erst am 26. August 1944 erlebte die Prachtstraße einen ähnlichen Auflauf, als General Charles de Gaulle unter dem Schutz der siegreichen amerikanischen Panzer durch den Triumphbogen schritt.

De Gaulle, der sein wertvolles Leben selbstredend nicht im Kampf riskierte, beanspruchte die Befreiung für sich. Wie seit den Tagen Napoleons hat sich bisher jeder französische Präsident als kleiner Kaiser, als „L’Empereur, le petit“ (Hugo) verstanden. Monsieur Macron – immerhin – verschaffte uns einen göttlichen Augenblick der Stille: Champs-Élysées ohne Autos, wohlbehütet durch die Polizei...

Zurück zu Erich Maria Remarque, der bekanntlich Deutscher war: Erich Paul Remark aus Osnabrück. Er kannte Paris von gelegentlichen Besuchen, hat jedoch nie an der Seine gelebt. Bei der Machtübernahme der Nazis 1933 ging er in die Schweiz, wo er bereits einen Wohnsitz hatte. Bis zu seinem Tod lebte er im Tessin, bis 1970.

Nicht kleinlich, nicht eng

Eine Stadt wie Paris ist nicht eng und kleinlich – im räumlichen Sinne. Sie ist eher großzügig gestaltet. Baron Haussmann riss die geduckten, engen Viertel aus dem Mittelalter ab, vertrieb deren Bewohner an die Peripherie. Rücksichtslos ließ er glänzende Prachtstraßen anzulegen, breite Sichtachsen für die Gespanne der Bourgeois.

Paris geht verschwenderisch mit Plätzen, Bauten, Parks und Licht um, sogar der Himmel ist außergewöhnlich breit und weit. Da keimen rebellische Gedanken, etwa dieser: Im 19. Jahrhundert waren es französische Dichter, die Paris besangen. Victor Hugo sah das Elend, sein Realismus fiel aus der Reihe. Emile Zola hielt gleichfalls die Augen offen.

Balzac war ungefähr so langweilig wie später Thomas Mann, kann aber auch an der Übersetzung liegen. Heute wirken ihre Werke aus der Zeit gefallen, passen gut zu den altherwürdigen Museen und Archiven in Paris, in denen es nach alten Akten riecht, nach abgestandenem Leim und der Pisse von Katzen.

Der Stab ging an Ausländer über

Im zwanzigsten Jahrhundert, zwischen den Weltkriegen und danach, ging der Stab an Ausländer über. „Paris war, wo das 20. Jahrhundert war“, hat Gertrude Stein einmal gesagt. Sie war schon 1903 nach Paris gekommen. 1922 traf sie Ernest Hemingway, der im Vorjahr in die Stadt gekommen war. Wie andere junge Leute aus Amerika war Hemingway vom Lebenshunger der französischen Hauptstadt in den Bann geschlagen.

Gemeinsam mit seiner Frau Hadley lebte er über einer kleinen Sägemühle in der Rue Notre Dame des Champs am Rand des Montparnasse. Er schrieb „Sturmfluten des Frühlings“, Sinnbild für das Aufblühen einer ganzen Generation nach dem Grauen des Weltkrieges. Die amerikanische Armee war erst 1917 an der Westfront erschienen, die frischen Truppen brachten der Entente den Sieg. In den Nachkriegsjahren waren die Franzosen von allem Amerikanischen fasziniert. Journalisten oder Künstler wie Hemingway hatten den „American Way of Life“ hingegen gründlich satt.

Für sie war Paris offen, voller Erwartung, lebensfroh; anders als beispielsweise Berlin, wo die Niederlage des Krieges auf die Stimmung drückte und extreme Parteien begünstigte. Während sich an der Spree rechte Freischärler heftige Straßenkämpfe mit Republikanern lieferten, herrschte an der Seine scheinbar eitel Sonnenschein. Und der Dollar stand – zumindest bis zum Schwarzen Freitag 1929 – nicht schlecht. Es reichte, und bald bildeten die Amerikaner eine regelrechte Kolonie in der Boheme.

In „Living well is the best revenge“ von 1962 (erschieden bei Viking Press) – einem schmalen, unscheinbaren Bändchen, erzählt Calvin Tomkins die Geschichte der amerikanischen Künstler: Maler, Literaten, Bildhauer, die zwischen Paris und den Sonnenstränden am Cap d’Antibes pendelten. Im Kapitel „Paris“ wird verständlich, welche Anziehungskraft die Metropole an der Seine auf die „verlorene Generation“ hatte, und wie in der rauschenden Kunstszene jener Zeit etliche berühmte Talente reiften.

Stammgast im Ritz

Bleiben wir noch ein wenig an der Place de la Concorde, gehen zwei Ecken weiter, zur Place Vendome. Dort steht das Hotel Ritz, das Luxushotel schlechthin, eine literarische Legende. Hemingway hat es in seinen Stories beschrieben. Bis zum Einmarsch der Wehrmacht im Juni 1940 war er so etwas wie ein Stammgast.

Schlagen wir den Bogen zu Remarque und Charles de Gaulle, zum Zweiten Weltkrieg: Hemingway gehörte zur Vorhut der amerikanischen Truppen, die Paris befreite. Obwohl als Kriegsberichterstatter nach der Haager Konvention zur Untätigkeit verdammt, schnappte er sich eine Maschinenpistole und rückte als einer der Ersten in die Stadt ein.

Es gibt ein feines Büchlein, wunderbar verfilmt in den Sechzigern: „Paris brule-t-il?“ („Brennt Paris“) von Larry Collins und Dominique Lapierre, erschienen 1964 bei Robert Laffont. Hier ein kleiner Auszug:

Wenige Straßenzüge weiter hielten zwei Lastwagen mit FFI-Leuten vor einem ebenso berühmten Pariser Hotel, dem Ritz. Verschwitzt und schmutzig, in Baskenmützen, Unterhemden und schmiereriger blauer Arbeitskleidung wie einst die Arbeiterbataillone, die zur Verteidigung Madrids ausgezogen waren, marschierten die Männer in die prachtvolle Hotelhalle, an ihrer Spitze Ernest Hemingway und seine beiden freiwilligen Adjutanten, der distinguierte Colonel David Bruce und „Moutarde“, früher Ingenieur der äthiopischen Eisenbahngesellschaft.

In der Hotelhalle fanden sie nur einen einzigen Menschen vor, den reichlich verstörten Stellvertreter des Direktors. Er erkannte sofort die bärtige Gestalt des Anführers, der vor dem Krieg oft ein Gast des Hotels gewesen war.

„Monsieur Hemingway!“ rief er verblüfft. „Was tun denn Sie hier?“

Der unterwartete Besucher teilte ihm mit, dass er sich mit „seinen Leuten“ für kurze Zeit im Hotel niederlassen werde. Als sich der stellvertretende Direktor von seiner Überraschung erholt hatte, fragte er Hemingway höflich, ob die Hotelleitung ihm zum Willkommen etwas anbieten könne. Der Amerikaner schaute sich nach den fröhlich lärmenden FFI-Leuten um, die bereits die ehrwürdigen Räume des Ritz durchstreiften.

„Nun ja“, sagte er mit einem etwas boshaften Lächeln, „bringen Sie doch bitte 73 Martinis!“

Interessant für einen literarischen Streifzug durch Paris sind die Erinnerungen an die frühen Jahre seines Lebens in der Stadt, die Hemingway in seinen Stories und Romanen verarbeitete. Er kam 1921 als Korrespondent für amerikanische Zeitungen nach Frankreich. In „Schnee auf dem Kilimandscharo“ lässt er diese „glückliche Zeit“ Revue passieren.

Eine gewisse Armut

Hemingway lebte bis 1926 in Paris, damals stand er noch am Anfang seiner literarischen Karriere, oder noch davor. Er hängte den Journalismus an den Nagel – zumindest für eine Weile. Geld hatten er und seine Frau Hadley Page kaum. Für seine weitere Karriere als Schriftsteller erwies sich das als hilfreich. Denn wenn er in Paris etwas lernte, dann den Zusammenhang zwischen einer gewissen Armut und einer bestimmten Sorte des Glücks. Hier wurde auch sein erster Sohn geboren.

Als er 1926 nach Amerika zurückkehrte, schrieb er „In einem andern Land“. Der Roman schlug ein wie Remarques „Im Westen nichts Neues“. Beide erschienen 1929 und wurden über Nacht zu Bestsellern. Paris hatte Hemingway gelehrt, was Glück bedeutet, „das einfache Glück“. Er hatte erfahren, wie tragisch das Leben zu spielen vermag, und er hatte Menschen gesehen. Echte Menschen, aus Fleisch und Blut.

Als er in den 30ern gelegentlich im Ritz abstieg, war er bereits der arrivierte Autor. Hadley Page hatte einer anderen Frau Platz gemacht. Wie heißt es in der Kurzgeschichte „Schnee auf dem Kilimandscharo“? *Another woman, another book*. Erst drei Jahre nach seinem Tod erschien „Paris, ein Fest fürs Leben“. Darin beschrieb Hemingway die Jahre Anfang der Zwanziger mit einem bemerkenswerten Satz: *Hungern war eine gute Schule*.

Henry Miller kam 1930, mit seiner Frau June: sozusagen als zweite Welle. Er musste nicht mehr hungern, der Dollar stand viel besser als zehn Jahre zuvor. Für Hemingway war Paris ein „Fest des Lebens“, etwas, „für das es sich zu kämpfen lohnt“. Für Miller war jeder neue Morgen „wie die schleichende Ankunft eines Aussätzigen“. Die *Menage à trois* mit Anais Nin gab wenig Stoff für große Literatur.

Hemingway entschloss sich, den deutschen Aussatz zu bekämpfen, ihn von den Straßen und aus den Gassen der Stadt zu vertreiben. Als er das Ritz requirierte, hockte Henry Miller in Kalifornien, um zu schreiben. Nie kam er darüber hinweg, dass er Paris nur als Tourist erlebte. Er kam nicht ran an die Leute, so sehr er sich auch bemühte. Blieb die Flucht in den Zynismus.

Bettelnde Dichter im Deux Magots

Touristen hungern nicht, nicht, wenn sie die richtige Währung in der Tasche haben. Paris ist vollgestopft mit Cafés, Restaurants und Pizzabuden. Literarische Bezüge eignen sich hervorragend fürs Marketing. Hemingway beispielsweise wurde gelegentlich im Café Les Deux Magots gesehen. Damals reichten ein paar Sous für eine Tasse Kaffee.

Heute müsste ein aufstrebendes Dichtertalent in dem Laden um den Kaffee betteln, so teuer ist er jetzt. Freilich, noch kein Vergleich mit Zürich, aber fast. Im Les Deux Magots verkehrten Picasso, Verlaine und Breton. Solche Namen locken die Touristen an – bis auf den heutigen Tag. Als läge Goldstaub in der Luft, oder ein ansteckender Bazillus von Talent.

Sartre und Beauvoir: Schnee von gestern

Im Café Fiore trafen sich Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir – oft als Moralisten der Nachkriegszeit geadelt, als Repräsentanten einer neuen literarischen Generation. Beide waren Lehrer, entsprechend verkopft und blutarm lesen sich ihre Traktate. Immerhin waren sie klug und philosophisch angehaucht, ein bisschen belehrend und akademisch.

Schnee von gestern. Nun liegen sie beieinander auf dem Friedhof von Montparnasse, haben ihre Ruhe endlich gefunden. Am Montparnasse ruhen auch Samuel Beckett und Serge Gainsbourg, das unvermeidliche Idol französischer Männlichkeit.

Wunderbar, diese Friedhöfe

Überhaupt, die Friedhöfe von Paris. Man geht durch eine quietschende Pforte aus rostigem Eisen, und plötzlich wird es beinahe so still wie in einer *Librairie*. Richtig still, nicht verordnete Ruhe wie am Champs-Élysées. Hier wird der Besucher auf das Wesentliche zurückgeworfen: auf die Zeit, die er zum Leben hat, geborgte Zeit. Am schönsten ist auf dem Friedhof Pere Lachaise, der nicht nur romantische Literaturgeschichte zu bieten hat.

Er sieht ein bisschen aus wie eine Zwergenkolonie im Auenland bei Tolkien. Von Moos überwucherte Grabmäler künden vom Ruhm der Verblichenen und dem Geldbeutel ihrer Erben. „In Paris kann man zwar seinen Verstand verlieren, aber nie sein Ziel“, soll Oscar Wilde gesagt haben. Sein Grab scheint einer ägyptischen oder assyrischen Nekropole entnommen. Es fällt aus dem Rahmen der benachbarten Gräber, wie sein Leben aus dem Rahmen fiel.

Tod im Luxushotel

Wegen seines ausschweifenden Lebensstils und seiner irischen Abstammung wurde Wilde von den puritanischen Lords aus England vertrieben. Er ging ins Exil an die Seine, verlor dennoch seinen Verstand und kreperte 1900 in einer versüßten Absteige namens L'Hotel. Das ist heute ein Luxushotel an der Rive Gauche, dem Revier südlich des Seinebogens,

Auf dem Pere Lachaise liegen auch Balzac, Moliere und Marcel Proust. Nicht zu vergessen Maria Callas und Edith Piaf, zählen wir das gesungene Wort ruhig zum Dunstkreis der Literaten. Aus dem 12. Jahrhundert stammen die Gräber von Abaelard und Heloise, einem Liebespaar wie Tristan und Isolde.

Der Friedhof von Montmartre steht dieser illustren Runde kaum nach. Er birgt die Gräber von Hector Berlioz, Alexandre Dumas und Heinrich Heine, ebenfalls Exilant, Asylant, Jude und geduldeter Flüchtling, den die gescheiterte Revolution und seine scharfzüngige Feder aus deutschen Landen vertrieben:

*Lebet wohl, ihr glatten Säle!
Glatte Herren, glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf euch niederschauen.*

Also stieg er zum Montmartre hoch und erblickte Mathilde, fortan das Weib an seiner Seite, bis zu seinem Tod 1856. Damals stand die Kathedrale von Sacre Coeur noch nicht, damals war der Montmartre ein unscheinbarer Hügel vor der Stadt. *Mons Martyrium*: Der Legende zufolge wurde dort im Jahr 287 der heilige Dionysius enthauptet, bekannt als Saint Denis. So alt ist die Leidenschaft der Franzosen für rollende Köpfe.

Eine düstere Krypta im Pantheon

Wer die Stille und den Geruch des Mooses nicht aushält, findet sich leicht im lichtdurchfluteten Pantheon, in dessen wuchtiger Krypta Victor Hugo dämmt. Das Pantheon ist den Helden Frankreichs vorbehalten: Voltaire, der lebhaft mit Friedrich II. von Preußen korrespondierte. Der Alte Fritz gilt als Erfinder des preußischen Imperialismus, der erstmals 1871 im Pariser Stadtzentrum einrückte.

Im Pantheon liegt auch Rousseau, der Sozialist, auf den sich Karl Marx berief. Louis Braille hat die Blindenschrift entwickelt. Im Pantheon aufgebahrt und aufbewahrt wird außerdem Jean Moulin, wichtiger Kopf der Resistance, 1943 von den Nazis ermordet. Kein Literat. Aber einer, der auch für die Freiheit der Literatur gekämpft hat.

Literarisch unbedeutend, aber aus historischen Gründen erwähnenswert: Napoleon Bonaparte – Stammhalter aller Hausherrn im Elysee-Palast. Er wurde im Invalidendom gebettet. Viel Gold und Tamtam ist dem Kaiser gewidmet, der sich die Krone griff und die Revolution verriet. Von wegen *Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!* Erst die Russen brachten ihn zur Raison, 1812. Hier setzt wieder die Literaturgeschichte ein, siehe Tolstojs „Krieg und Frieden“.

Magnet für aufstrebende Talente

Lässt man den Arc de Triomphe und Champs-Élysées hinter sich, schlendert unterm größten Kerzenständer der Welt, kreuzt die blitzende Seine, lässt Pantheon und Invalidendom links liegen, dann gerät man ins Quartier Latin. Wieder ist da der Geruch des Flusses, schweben Möwen zwischen den alten Häusern.

In der Rue de la Bucherie, fast am Ufer der Seine, stößt man auf eine Buchhandlung, die überhaupt nicht still ist. Hier toben sich die Touristen richtig aus, wie am Louvre oder am Eiffelturm. Die Buchhandlung *Shakespeare and Company* ist literarische Legende schlechthin. Zunächst in der Rue de l’Odeon gelegen, galt sie in den Goldenen Zwanzigern als Magnet für aufstrebende Talente.

Inhaberin Sylvia Beach verlegte 1922 den „Ulysses“ von James Joyce. Hemingway borgte sich Bücher, der Buchhandlung war eine Leihbücherei angeschlossen. Damals war er noch das Kleinste aller literarischen Lichter, immerhin Korrespondent für amerikanische Zeitungen. Andre Gide, T. S. Elliot, Henry Miller, Anais Nin, Ezra Pound und Francis Scott Fitzgerald verkehrten bei Sylvia Beach, gaben sich die Klinke in die Hand.

Stille am Place des Vosges

Mit dem Einzug der Wehrmacht musste die engagierte Buchhändlerin ihren amerikanischen Laden dicht machen, ging für ein halbes Jahr ins Internierungslager. Nach dem Krieg übernahm George Whitman die Geschäfte. Der Enkel von Walt Whitman übernahm nach dem Tod von Sylvia Beach im Jahr 1962 Teile ihrer Privatbibliothek, belebte die Legende neu, bis sie zum Mythos wurde. Heute führt Whitmans Tochter das Geschäft. Auch hier, in den engen Regalen und Steigen, tummeln sich die Touristen wie die Lemminge.

Still ist es dort nicht, aber es gibt jede Menge richtig guter, richtig teurer Bücher. Unser Rundgang endet am Place des Vosges im Szeneviertel Marais, nordöstlich der Ile de France. Denn mit Victor Hugo haben wir begonnen, mit ihm endet unsere kleine Reise. Am Haus Nummer 6, am Maison Victor Hugo.

Man taucht in die alte Stube des Meisters, hier scheint die Zeit wirklich stehen geblieben. Hier sind viel weniger Touristen als auf dem Champs-Élysées oder bei Shakespeare and Company. Hierhin verschlägt es nur echte Kenner, das ist ein Geheimtipp, ein ganz tiefer Griff in die Geschichte der französischen Literatur.

Draußen auf dem Platz holt einen die Realität wieder ein, das Hier und das Jetzt. Griesgrämig streunt ein Hilfspolizist über die fein säuberlich gezirkelten Wege und ermahnt die Jugend: Nicht auf den sauberen, frisch gestutzten Rasen treten! Sich gar auf die Wiese setzen?! Gebieterisch hebt er die Hände: Gott bewahre! Wo kämen wir denn hin?!

Paris, Ostern 2018